Abend-Ausgabe B.

Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht:
Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M.;
Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M.
Durch die Post zu beziehen:
(2 mal täglich) innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährlich 5.25 M., monatlich 1.75 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich 9 K 66 h, Ungarn 8 K vierteljährlich. Ferner in Belgien, Dänemark, den Donaustaaten, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Rußland, Schweden, Schweiz und Spanien. In allen übrigen Staaten nur direkt durch die Exped. d. Bl. erhältlich.
Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.
Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.
Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 1 M.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.
Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf.
Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.
Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).
Haupt-Filiale Dresden: Seestraße 4, I (Telephon 4621).

Nr. 141. Freitag 22. Mai 1908. 102. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Mittwoch, den 27. Mai 1908, vorm. 10 Uhr sollen im **Geschäftslokale der Firma Emil Barban hier, Brühl 69**
585 Stück einem Dritten gehörige **Fohlenfelle**
im Wege des **Pfandverkaufs** meistbietend öffentlich versteigert werden.
Leipzig, den 21. Mai 1908.
Der Gerichtsvollzieher des Königl. Amtsgerichts.

Das Wichtigste vom Tage.

* Das Großherzogspaar von Hessen ist aus Rußland zurückgekehrt. (S. Dtschs. R.)

* Die **Revisionsverhandlungen im Prozeß des Grafen Moltke gegen Harden** haben heute vormittag um 9 Uhr vor dem 2. Strafsenat des **Reichsgerichts** unter großem Andrang des Publikums begonnen und bis zur Mittagspause zu sehr eingehenden Erörterungen über den einen Revisionspunkt geführt, ob die Staatsanwaltschaft zu Recht die Einstellung des vor dem Schöffengericht anhängig gewesenen Verfahrens verfügen konnte. (S. d. bes. Art. u. Ber.)

* Gegen Fürst Eulenburg sollen neue Verdachtsgründe vorliegen. (S. Dtschs. R.)

* Nach den neuesten Meldungen sind bei dem Eisenbahnunglück bei Contich 38 Menschen ums Leben gekommen.

* Rußland hat die Eisenbahn von Kwangtschengtse nach Charbin einer Meldung der „Morning Post" zufolge an Japan verkauft.

Harden vor dem Reichsgericht.

Das Reichsgericht ist auf Sensationsprozesse mit ihren Begleiterscheinungen, mit ihrem Lärm und ihrem Streit der Leidenschaften nicht gestimmt. Seine Bestimmung, seine Wesensart, seine Tradition, seine Funktionäre sind auf das geruhige, penible Abwägen rein juristischer Momente gerichtet. Von der Materie ist bei ihm kaum die Rede. Sie wird nur selten gestreift.

Diese Eigenart läßt es beinahe naturgemäß erscheinen, daß der äußere Apparat des Gerichts dem Ansturm der erregten Schausucht nicht gewachsen ist. Er versagt, und muß erst durch einen Machtspruch wieder zum erträglichen Funktionieren gebracht werden. Vor dem Sitzungssaal VI im Erdgeschoß des Gerichts drängen sich so viel Leute, daß eine Ueberfüllung des Saales zu befürchten wäre, auch wenn man den zuerst in Aussicht genommenen großen Sitzungssaal gewählt hätte. Der nicht sehr geräumige Saal war also, an den wachtlosen schließenden Dienern vorbei, in wenigen Augenblicken überflutet, als heute morgen gegen 9 Uhr die Türen geöffnet wurden. Der Sitzungssaal ist ein etwa halb so breiter wie langer Raum, dessen Wände hoch hinauf mit Holz bekleidet sind, und auch die Decke weist dieselbe Bekleidung auf, die wie von leichtem Staub bedeckt scheint, während es in Wirklichkeit natürlich nur der eigentümliche Ton des durch Alter stumpf gewordenen, ursprünglich dunklen Holzes ist. Drei große Fenster lassen durch bleiverglaste, kleine, matte Scheiben gedämpftes Licht ein, und nur wenn bei allzugroßer Schwüle das eine oder andere zeitweise geöffnet wird, leuchtet frisches Grün in den Saal. Die vordere Reihe der Zuschauerstühle hat den Vorzug, einen Tisch vor sich zu haben und ist für die Presse reserviert. Hinter ihr drängt sich das Auditorium im Chaos.

Pünktlich erscheinen Harden und Bernstein. Harden bietet ein frischeres Gesicht, als es die Prozesse des Winters gezeigt haben. Bernstein ist direkt munter. Auch Herr Sello, der Vertreter des Privatklägers Grafen Moltke ist erschienen und wird viel beachtet. Anders als sonst wohl üblich, ist das Verhältnis zwischen den beiden gegnerischen Rechtsanwälten. Kein kollegialer Gruß zeugt von der Begrenzung der juristischen Gegnerschaft auf das Rechtsgebiet, und es wird klar, daß die heftigen Angriffe Hardens auf Sello im letzten „Zukunft"-Heft das Produkt auch menschlichen Gegensatzes sind. Nun erscheint der Reichsanwalt Richter, der höflichen Gruß zuerst der beklagten Partei schickt, dann dem Vertreter des Nebenklägers seine Verbeugung macht. Im Hintergrund des Saales, vom Auditorium aus gesehen, öffnet sich lautlos eine schwere Tür. Der Gerichtshof erscheint unter Vorantritt des Senatspräsidenten Freiherrn von Bülow, eines würdigen greisen Herrn mit Schnurr- und Knebelbart. Man erwartet den Eintritt in die Verhandlungen. Doch der Präsident ist offenbar nicht gewillt, den Gang des Prozesses durch turbulente Szenen andauernd stören zu lassen, und er befiehlt den Dienern, den Saal zu räumen, um nur ordnungsmäßig mit Karten versehene Personen hereinzulassen. Die an solchen Menschenandrang nicht gewöhnten Vollstreckungsorgane des präsidialen Willens erweisen sich aber als ohnmächtig und müssen achselzuckend die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen melden. Darauf wird die präsidiale Ordre von Freiherrn von Bülow direkt an das Auditorium gerichtet, das nunmehr der höheren Gewalt weicht. Nur die Presse darf bleiben und einzeln werden die Karteninhaber bis zu einer erträglichen Fülle in den Saal hereingelassen.

Der Eintritt in die Verhandlungen geschieht mit der üblichen Geschäftsmäßigkeit, und wie von selbst gedämpft klingen die Stimmen der Beteiligten. Nur manchmal geht das Temperament mit Bernstein so weit durch, daß man hinter seinen juristischen Erörterungen das Vibrieren eines leidenschaftlichen Interesses vermuten kann. Sonst aber spielt sich alles in den Formen einer fast zeremoniellen Höflichkeit ab, die den auf nervenpeitschende Ereignisse gespannten Gast arg enttäuschen muß. Wir dürfen sagen glücklicherweise, denn nichts wäre ungerechter, als aus der systematischen Fernhaltung aller Leidenschaften vom Forum dieses Gerichts auf eine Verknöcherung schließen zu wollen. Dieses höchste Gericht des Deutschen Reiches darf nicht erregt sein, darf es auch nicht scheinen, darf auch prozessuale Szenen nicht dulden. Seine Aufgabe ist nicht auf die Prüfung der Materie gerichtet. Es soll gar nicht die Materie prüfen, sondern es soll nur die Garantien des Wahrheitsuchens der andern Gerichte prüfen und gegebenenfalls neu stabilieren.

Mehr als 50 Revisionspunkte sind in den drei Revisionsschriften der Verteidiger Hardens, nämlich des früheren Vertreters Werthauer und des jetzigen Verteidigers Bernstein, aufgestellt, und allein die Erörterung des einen Punktes nimmt drei Stunden, bis zur Mittagspause, in Anspruch. Es muß für einen Menschen, der sein Recht sucht und von der Prozeßmaterie sozusagen bis zum Ueberlaufen voll ist, eine Qual sondergleichen sein, diesen Verhandlungen zuhören zu müssen. Kein Wort wird in Stunden dieser Verhandlung darüber gesprochen, ob der Angeklagte recht oder unrecht hatte, ob er zu bestrafen sei oder nicht, ob Milderungsgründe vorliegen oder nicht, kurzum, es dreht sich ausschließlich darum, ob alle Vorschriften in der Strafprozeßordnung in dem vorangegangenen Prozeß vor dem Berliner Landgericht ordnungsgemäß angewandt worden sind, und bis in die Finessen juristischer Deutungskunst muß der Hörer folgen, um zu wissen, was gerade verhandelt wird. In dem üblichen Juristendeutsch, das so wie so schon dem Nichtfachmann schwer verständlich ist, wird erörtert, ob eine Rechtshängigkeit tot oder scheintot sein kann, ob sie wieder erweckt werden kann, oder ob dem Begriff der Rechtshängigkeit nicht überhaupt schon das ewige Leben innewohne. Es ist zum großen Teil ein Streit um Worte, der doch auch wieder dem Nichtjuristen imponieren muß, da alles Realisieren eines juristischen Willens sich in Worte kleiden muß, um zur Geltung zu kommen, da eben diese Worte das fundamentum regnorum bilden. Wie leblos sitzen die sieben Richtergestalten in ihren rotseidenen Mänteln, und nur die Augen verraten das Interesse der Gestalten. Keiner der Redner versäumt es, sein selbstverständliches Vertrauen in die Kenntnisse und die Urteilskraft des hohen Gerichtshofes auszudrücken, und es ist bezeichnend, daß weder der Vertreter des Angeklagten, noch der Reichsanwalt auch nur Miene macht, den Ausspruch des Vorsitzenden zu negligieren, daß den Mitgliedern des Gerichtshofes die einschlägigen Gesetze und Reichsgerichtsentscheidungen bekannt seien. Bernstein spricht nach der kurzen Erörterung der Prozeßlage durch den Referenten, Reichsgerichtsrat Wiebe, wohl eine Stunde lang mit dem gedämpften Stimmfall, den ihm der Ort diktiert. **Der Reichsanwalt sucht die Revisionsgründe** zu entkräften. **Herr Bernstein antwortet. Der Reichsanwalt** findet natürlich seine Meinung nicht erschüttert. Der Vertreter des Nebenklägers verzichtet auf das Wort, da er den Ausführungen des Reichsanwalts nichts hinzuzusetzen habe, und so geht der Kampf in dem höflichen Tone einer akademischen Disputation fort, daß man leicht vergessen kann, wie hier um Existenzen gerungen wird.

Ein traumhaftes Gefühl kann den Zuschauer überkommen, das gesteigert wird durch die Anordnung der Plätze. Die Parteien drehen nämlich dem Hörerraum den Rücken, so daß man von ihren Mienen nichts sehen kann. Die Bewegungslosigkeit der Richter trägt dazu bei, den Eindruck zu vertiefen, bis plötzlich der Präsident nicht unhöflich, aber bestimmt, einen leise zur unrechten Tür in den Saal sich schleichen-

Feuilleton.

Ein nobler Fürst hat nie einen roten Heller.
Schätze sammeln ist gemein. Rabelais.

*

Paris in Lastern.

Von Max Hochdorf.

Etwa zwanzig Jahre sind es heute her, da hatte Paris ein ergötzliches Schauspiel. Gegen Emile Zola, den Vater der Gerechtigkeit, den Herold der Arbeit und den Apostel des Wahrhaftigen traten fünf junge Schriftsteller auf. Sie beschuldigten den Schriftsteller Zola, daß er den Schmutz unanständig anbete und liebe, daß er in viehischer Absicht und Verblendung dem Gemeinen huldige, daß er ein verworfener, ein auszurottender Mensch und Literat sei. Unter diesen fünf Edlen, die noch in jugendlicher Grünheit blühten, befand sich auch der Sohn eines verdienten Generals vom zweiten Kaiserreiche, der noch unbekannte Paul Margueritte. Die Fünf haben zwar nicht umsonst geheult, und einige Tausend von kurzsichtigen Leuten sind ihnen nachgefolgt; aber der Margueritte ist selber seiner einstigen Empörung untreu geworden. Er ist einer der gelehrigsten, wenn auch nicht begabtesten Schüler Zolas geworden. Er hat insbesondere seinen Bruder Victor Margueritte ganz in die läuternde Schule des Emile Zola eingeweiht, und jetzt hat dieser Victor kürzlich ein Buch geschrieben, das, dem Himmel sei's gelobt, ganz vom Geiste des Zola voll ist. Es ist ein schweres, ein niederdrückendes und die schlimmste Melancholie beförderndes Buch, aber es hat so viel stramme Energie, so mächtige Achtung vor den Schauern dieses Lebens, daß man es hochachten und hochrühmen soll. „Die Prostitution" hat es der deutsche Uebersetzer gar wörtlich genannt, der die Verdeutschung für Grimm in Pest besorgte. Die Uebertragung ist, nebenbei gesagt, schlecht und schludrig.

Paris in Lastern und in Lüsten — man erinnert sich an Nana, wie die große Verführerin aufstieg, wie sie niederging, von Schmach, Krankheit und Ekel angefressen. Zola hat das Leben der Pariser Verlorenen geschildert als das Schicksal der einzelnen Frau. Er legte besonders Wert darauf, die Lotterei der einzelnen zu erzählen, gewissermaßen den bedeutenden Ausnahmefall, durch den das menschliche Gewissen berührt werden sollte. Victor Margueritte will mehr und Schwereres. Er will das Leben der ganzen Klasse berichten, zu der Nana auch gehört hat, zu der aber ebenfalls gehören die Kurtisanen mit schillerndstem Kram, die Bürgersfrauen mit lächelndster Behäbigkeit und Anständigkeit, die Mägdelein mit schillerndster Unschuld und Rosenjugend.

Da lebt ein Industrieller. Er ist rücksichtslos, grob, sinnlich moralisch verwahrlost, ohne Zügel und nur in der Zote zu Hause. Der jagt in seinem Hause die Dienstboten in die Schande, daß sie an ihrer Sünde herumschleppen, daß sie durch ihn ins Gefängnis, in den Hunger, in die Lasterhäuser, in die Gossen, ins Spital und schließlich auf den Schindanger kommen. Das Mädel, dem so etwas geschieht, ist Rose, eine blühende Landespflanze, die stufenweise ins Elend stürzt, aber so logisch, so folgerichtig, so unbarmherzig, daß hier der Künstler ein außergewöhnliches Stück vollbrachte, als er dieses Schicksal formte. Diese Rolle ist gewissermaßen jene typische Person, für die das Laster ein Gift ist. Ein ordentlicher Mensch, der mit seinen Gedanken nur an der Harmonie unseres Daseins haftet, wird sich an die Brust schlagen und ausrufen: „Das Laster ist stets ein Gift."

„Ach nein", erklärt ihm da Victor Margueritte, der etwas genauer hingeguckt hat, „das Laster ist nicht nur nicht ein Gift, sondern im Gegenteil die empfehlenswerteste Medizin. Und er erzählt von dem Leben seiner anderen Heldin, die Anna heißt. Anna ist eine Landsgefährtin der Rose. Sie ist arm, hat ein wenig Sehnsucht nach Liebe und Glanz. Da macht sich der Verführer Roses, der, wie schon gesagt, reich und roh und niederträchtig ist, auch an ihre Unerfahrenheit. Sie gibt sich leicht. Sie wird aber entsetzlich heimgesucht, indem sie nämlich von der furchtbarsten Krankheit angesteckt wird. Nun ist sie erst elend, nun kommt sie ins Weibergefängnis der Kontrollierten und Bemakelten. Aber die Krankheit ist für sie der Sporn zur Selbstzucht. Sie erzieht sich zur gebietenden Kurtisane. Sie hat die Gewalt, daß sich Millionäre ihretwegen den Revolver an die Schläfe legen. Sie hat Fürsten zu Anbetern; auch Dichter. Sie erzieht sich zu so viel Innigkeit, trotz aller Lust, daß sie auf dem klassischen Theater des Odéon die Seelen rührt. Er aber, der sie einst im abergläubischen Wahn befleckt hat, daß er von ihr geheilt werden könne, der tapfer erbärmliche Verführer, geht zugrunde als ein Idiot. Seine Kinder erben von ihm das widerlichste Gebrechen. Er vernichtet und zerstört und verpestet, wohin er tritt. Er ist die Stärke des Todes, über den die Stärke des Lebens triumphiert und siegt.

Man fühlt schon ungefähr, wie sich Margueritte das Schauspiel des Lasters gedacht hat, wie sein Wille gewesen ist, groß und gerecht die Naturgeschichte des Pariser Lasters zu schreiben, nicht ein Traummärchen davon, über dem Sterne und Mond einherwandeln. An der Seite dieses wahrhaftigen Lasters wandelt nämlich ohne Mitleid, ohne Herzbrechen, ohne Skrupel, sondern hart und hurtig und herb und heftig und eisern und eifrig die Polizei. Der Künstler muß diese Bilder köstlich nennen, d. h. von großartigster und belehrendster Moralität, die da reden von der Brüderschaft des Lasters mit der Polizei. Der Mucker wird scheu und schambedeckt die Augen vor diesen Bildern schließen. Glauben wir aber dem Künstler, glauben wir dem wahrhaften, echten Manne, der einstmals den seligen Zola geschmäht hat, der ihn aber eben ausgesöhnt hat durch den Ernst einer schönen, einer tugendhaften Tat. Ja, das Buch vom Laster ist ein tugendhaftes Werk, und wenn der Eingeweihte auch weiß, daß Victor Margueritte im allgemeinen sehr viel Unwertes schreibt, so wird er ihm diesmal doch dankbar die Hände schütteln.

*

* **Karl Christian Koldewey †.** Erst jetzt wird bekannt, daß der berühmte Polarforscher Karl Christian Koldewey in der Nacht vom 17. zum 18. Mai in Hamburg, 71 Jahre alt, gestorben ist. Das „Hamb. Fremdenbl." veröffentlicht folgenden kurzen Lebensabriß des seit 1871 in Hamburg ansässigen Forschers: Wieder ist einer der Heroen der Nordpolforschung dahingegangen, und zwar ein solcher, der uns Hamburgern ganz besonders nahe stand: Karl Koldewey. Auf immer ist dieser Name mit der Geschichte der Erderforschung verknüpft und für den Anteil Deutschlands an der Erforschung der Arktis bedeutet er ein besonderes Ruhmesblatt. Koldewey war der Führer der ersten deutschen Nordpolexpeditionen, die 1868 und 1869 hinausgingen, die erste, gewissermaßen eine Vorbereitungsfahrt der großen Expedition nach Ostgrönland. Wie so viele der Nordpolfahrer, war auch Koldewey ein Seemann. Am 26. Oktober 1837 in Bücken, Hannover, geboren, trat Koldewey 1853 in den Marinedienst, machte bis 1866, größtenteils auf Bremer Schiffen, zuletzt als Obersteuermann, große Seereisen, und besuchte alsdann das Polytechnikum in Hannover und die Universität in Göttingen. Hier bereitete sich Koldewey für seine wissenschaftlichen Reisen vor, er studierte namentlich Astronomie. In das richtige, seiner Bestimmung angemessene Fahrwasser gelangte er, als er im Jahre 1868, von Dr. A. Petermann dazu aufgefordert, die Leitung der ersten deutschen Nordpolfahrt nach Spitzbergen und dem Grönländischen Meer übernahm und die Expedition glücklich durchführte. Die Ergebnisse dieser ersten Fahrt sind in dem Werk: „Die erste deutsche Nordpolexpedition" (Gotha 1871) niedergelegt, das Koldewey mit Petermann zusammen herausgab. In den Jahren 1869 und 1870 folgte die große Expedition mit den Schiffen „Germania" und „Hansa". Die wunderbaren Schicksale dieser Fahrt haben in der ganzen Welt Aufsehen erregt, bekanntlich wurden die Schiffe getrennt. Und besonders die Abenteuer der „Hansa"-Leute, die ihr Schiff im Eise aufgeben mußten, um sich einer treibenden Scholle anzuvertrauen, erweckten allgemeine Teilnahme. Die „Germania" setzte inzwischen ihre Entdeckungsfahrt fort und brachte es zu reichen Ergebnissen. Ueber diese zweite Expedition berichteten die Teilnehmer in dem Werke „Die zweite deutsche Nordpolfahrt" (Leipzig 1873—74; zwei Bände; Volksausgabe in einem Bande 1875). Nach seiner Rückkehr wurde Koldewey im April 1871 zum Assistenten der Norddeutschen Seewarte in Hamburg ernannt. Anfang 1875 rückte er zum interimistischen Abteilungsvorstand der Deutschen Seewarte vor, in die sich die Norddeutsche Seewarte seit der Uebernahme durch das Reich verwandelt hatte. Zum ordentlichen Abteilungsvorstand avancierte Koldewey schon in dem folgenden Jahre; 1889 wurde der Gelehrte zum Admiralitätsrat ernannt. Zuletzt war Koldewey Leiter der zweiten Abteilung der Seewarte, der die Prüfung nautischer Instrumente sowie die Untersuchung und Bestimmung der Kompaßdeviation auf unseren Schiffen oblag.

* **Gérard de Nerval** verdient als ein glühender Bewunderer Deutschlands und als der erste Franzose, der „Goethes Faust" in seine Muttersprache übertragen hat, zu seinem 100. Geburtstage (21. oder 22. Mai) wohl auch bei uns ein Wort der Erinnerung. Goethe war mit der Faust-Uebersetzung Nervals, die dieser in der flammenden Begeisterung seiner Jünglingsjahre vollendet hatte, sehr zufrieden und sagte zu Eckermann 1830, im Deutschen möge er den „Faust" nicht mehr lesen, aber „in dieser französischen Uebersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich." Wie Gérard de Nerval zu Deutschland stand, dafür ist bezeichnend, daß er sein Buch über seine Reisen in unserem Vaterlande, die „Souvenirs d'Allemagne", die „Empfindungen eines enthusiastischen Reisenden" nannte. Als er durch das Elsaß reisend, auf der anderen Seite des Rheines das deutsche Land sah, da faßte ihn ein Schauder des Entzückens. „Wißt ihr, was das ist? . . . Das ist Deutschland! das Land Goethes, Schillers, Hoffmanns; das alte Deutschland, unser aller Mutter! . . . Teutonia . . ." In diesen Worten spiegelt sich jene innige und aufrichtige Liebe der französischen Romantiker zu Deutschland und dem deutschen Wesen, die später Victor Hugo einzudämmen suchte, weil er es nicht ertragen konnte, sich erst nach Goethe als den größten Dichter des 19. Jahrhunderts bezeichnet zu hören. In Deutschland, wohin Nerval übrigens im Grame über eine unglückliche Liebe sich geflüchtet haben soll, ging er mit hoher Verehrung den Spuren Goethes in Frankfurt und Weimar nach, weilte er mit Rührung im Hause Schillers und ließ sich an einigen erinnerungsreichen Stätten von Ilm-Athen von einem vornehmen und gefälligen Fremden führen, der von seinem Interesse für diese deutschen Dinge angezogen schien. Dieser Fremde stellte sich nachher heraus als der damalige Erbgroßherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der dem Franzosen später zum Gedächtnisse ein Autograph Goethes verehrte. Der Zufall wollte übrigens, daß Nerval in Weimar, wo er mit Liszt in engster Fühlung stand, auch jene längst geschichtlich gewordene Erstaufführung des „Lohengrin" erlebte, und es spricht für die Selbständigkeit seines Urteils, daß er in Wagner „ein originelles und kühnes Talent" erkannte, „das nur erst seine ersten Worte gesagt hat". Was seine Persönlichkeit anlangt, so hieß er eigentlich Gérard Labrunie — d. h. er selbst

SLUB
Wir führen Wissen.